

Evangelische Missionslehre in katholischer Sicht

Meine Begegnung mit Gustav und Johannes Warneck

Von Franz Flaskamp, Wiedenbrück

Im Herbst 1915 schrieb die Katholisch-Theologische Fakultät an der Universität Münster für das Studienjahr 1915/16 eine Preisaufgabe aus: „Die Missionsmethode des hl. Bonifatius.“ Erwartet wurde mit Selbstverständlichkeit eine quellenmäßige Forschung ohne nennenswert fremde Mitwirkung, jedem Preisträger das in allen Fakultäten übliche Honorar von 150 DM zugesichert, dazu aber nun erstmals durchweg eine ganz besondere Vergünstigung, nämlich Anerkennung der preisgekrönten Arbeiten als gültiger Doctor-Dissertationen und alsdann eine gebührenfreie Promotion.

Diese theologische Preisaufgabe hatte der ordentliche Professor für Missionswissenschaft Joseph Schmidlin angeregt. Ihm wäre eigentlich die Dekanatswürde für das Studienjahr 1915/16 zugefallen. Dieser geschäftlichen und gesellschaftlichen Störung freilich hatte er sich entzogen, dafür den bisherigen Rektor der Universität, den gewandten Prälaten Joseph Mausbach, gewonnen. Doch wollte er aus der Umsicht seines Faches ein bevorstehendes Jubiläum, das Gedenken an die vor 1200 Jahren (716) erfolgte frühe Festlandsfahrt des südenglischen Benediktiners Wynfret, den man 719 in Rom zu „Bonifatius“ umbenannt hatte, auch akademisch-wissenschaftlich beachten lassen.

Es war eine Aufgabe, die auch mein geschichtliches und mein missionsfreundliches Interesse beanspruchte. Sie verlangte eine breite Bewegung in den mittelalterlichen Geschichtsquellen der „*Monumenta Germaniae Historica*“, wofür der greise münsterische Historiker Adolf Gottlob im Proseminar des Vorjahres mich wahrhaft begeistert hatte, und verhiess mir die Möglichkeit, dabei auszumachen, ob der von den Klöstern des Benediktinerordens empfohlene und eingespielte große Ruf des Wynfret-Bonifatius als eines „Apostels der Deutschen“, wenn nicht vollauf, so doch einigermaßen begründet sei. Sie gewährte mir weiter eine Gelegenheit, den von ziemlich früher Jugend an genährten eigenen Missionssinn und die darin erzielte Missionskunde, vorab die Steyler Chinamission und die Franziskanermission in Brasilien betreffend, forschend zu verwerten.

Der gelehrte Begriff „Methode“ befremdete mich nicht. Im Gegenteil: sein Inhalt war mir aus der eigenen Lehrerbildung eine bestvertraute geistige Rüstung. In unserer mehrjährigen quellenmäßigen Beschäftigung mit der Geschichte von Unterricht und Erziehung ging es immer um

die Methode, d. h. die Mittel und Wege, die führende Fachleute, beispielsweise in der deutschen Neuzeit Luther, Comenius, Trotzendorff, Salzmann, Basedow, Pestalozzi, Overberg neben vielen anderen, für Verstandes-, Gemüts- und Willensbildung empfohlen hätten und dabei dem modernen Ideal eines fragend-entwickelnden Unterrichts und einer der Kindesnatur gemäßen Erziehung nähergekommen seien. Deren Muster sollte jedem angehenden Lehrer zu denken geben und behilflich sein, seine eigene Methode zu entwickeln. Man erwartete also kein blindes Nachtreten, kein maschinenhaftes Einerlei, sondern gestattete eine Mannigfalt, jedoch in zielstrebigem Bahnen und nach unbedingt gültigen Grundsätzen.

Entsprechend verstand ich unter „Missionsmethode“ schlechthin das Bemühen, auf gangbaren Wegen und unter Verwendung geeigneter sittlich statthafter Mittel die christliche Lehre und ein dieser Lehre genügendes Leben bei einer bisher nichtchristlichen Bevölkerung zu empfehlen, die Willigen zur Taufe vorzubereiten, die Getauften weiter zu betreuen, bei Kapellen und Kirchen zu sammeln, die so gebildeten Kirchspiele in bischöflichen Sprengeln zu vereinigen. Meine Aufgabe mußte es also sein, quellenmäßig wahrzunehmen und dann verständlich darzutun, welcher Mittel und Wege Bonifatius auf dem Missionsfelde sich bedient habe, wie selbige sich ihm aus seiner Zeit und seiner Welt empfohlen hätten, ob und inwieweit sie grundsätzlich bejahenswert und praktisch zielstrebig gewesen seien. Das bedeutete mir vorerst ein Bündel von Fragen. Ich kannte zwar aus meiner höheren Schulbildung die großen Linien, in denen das Leben und Wirken des Bonifatius verlaufen war, indessen gar wenig von seiner Kleinarbeit, dem Was, Wie, Warum seiner Methode.

In dieser Lage wäre ich gut beraten gewesen, wenn mich jemand veranlaßt hätte, zunächst einmal das Lebensbild des Bonifatius in Albert Haucks „Kirchengeschichte Deutschlands im Mittelalter“ zu lesen, dessen Gedankengängen zu folgen und dessen Auskunft im Hinblick auf meinen Bedarf zu beachten. Von diesem Werke hatte ich schon gehört. In Gerhard Rauschens Leitfaden der Kirchengeschichte für katholische Höhere Schulen waren eingangs auch „Lehrbücher“ genannt, darunter als sachliche Darstellung „aus evangelischer Feder“ eben Hauck vermerkt. Was dieses Werk aber wirklich bedeutete, welcher Rang und Belang ihm eignete, ahnte ich nicht. Erst im Laufe meiner Quellenschau wurde ich häufiger darauf hingewiesen, verglich nun dies und das mit seinem Urteil und gelangte so zu einer rechten Würdigung dieser Spitzenleistung kirchengeschichtlicher Forschung und Darstellung, geschichtswissenschaftlicher Verwendung schlechthin. Hauck erheischte dermaßen meinen höchsten Respekt, wie nachher Gustav Warneck, bis dahin nicht einmal dem Namen nach mir bekannt, als Altmeister der

Missionswissenschaft meiner ausgezeichneten Wertschätzung sich empfahl.

Ohne „Vorurteil“ disponierte ich meine Aufgabe, rein aufgrund des Begriffes „Missionsmethode“ und meines missionskundlichen Vermutens. Ich fertigte also einen nach Kategorien gegliederten Fragebogen und versprach mir ein beredtes Zeugnis meiner Quellen. Wie verschwiegen aber mittelalterliche Quellen sein könnten, wenigstens hinsichtlich des „Wie“ und des „Warum“ tatsächlichen Geschehens, sollte ich erst bei meinem Quellenverhör erfahren, besonders, wenn auch alle wohlüberlegten Versuche, zwischen den Zeilen zu lesen, zu einem halbwegs genügenden Urteil kaum ausreichten.

Durch „Dahlmann-Waitz“ wurde ich zu den Quellen geführt, las zunächst Wilbalds Bonifatiusleben, prüfte dann aber ganz eingehend den Briefwechsel des Bonifatius, auch dessen Gedichte, las weiter die ganze Reihe von Viten seiner Mitarbeiter und Schüler, verglich ebenso die zeitentsprechenden Annalen und zog das belangvolle Schrifttum jüngerer Zeit, vor allem, was Michael Tangl und Wilhelm Levison und Edmund E. Stangel und Gregor Richter an dankenswerten Sonderforschungen geboten hatten, zu Rate. Was ich auch musterte, in allem obwaltete mein bewußtes Augenmerk für Mitteilungen oder auch nur Andeutungen hinsichtlich der Missionswege und Missionsmittel, dabei immer der Ursachen, Absichten, Wirkungen beflissen. Meine wissenschaftliche Neugier wuchs, je mehr ich mir bewußt wurde, auch Strandgut vom deutlicher sichtbaren Strom der Überlieferung bergen zu müssen. Aber meine Umsicht, Kombinations- und Assoziationsgabe bewährte sich dermaßen, daß mir schließlich zu jedem Stichworte meiner ursprünglichen und im Laufe meiner Quellenprüfung noch erweiterten Disposition alles Bezeugte, Angedeutete, Vermutete, Vermutbare in den Zusammenhängen lebhaft gegenwärtig war.

Die Quellen bezeugten den südeuropäischen Benediktiner Wynfret = Bonifatius als überragende Persönlichkeit, doch mehr als Visitator, Reformator, Organisator bereits vorhandenen deutschen Christentums und Kirchenwesens, weniger als Missionar. Sein Wirkungsfeld war, von geringer Nebentätigkeit abgesehen, das fränkische Ostreich (Austrasien); aber das waren doch nur etwa zwei Drittel vom damaligen Deutschland zwischen Rhein und Slawengrenze. Und dieses Ostreich wieder wurde bei seinem Eintreffen (719) im Überschlag als schon christliches Gebiet betrachtet, war auch bereits nach Bistümern gegliedert. Wohlgemerkt: indem man „fränkisch“ soviel wie auch „christlich“ gelten ließ. In Wirklichkeit gab es noch abgelegene Landstriche, in denen die germanische Volksreligion verblieben war. So hatte Bonifatius bei den Chatten (Hessen) an der Eder noch von Grund auf christlich missioniert, ebenso im Norden und Osten Thüringens. In Hessen und Thüringen mochte er daher

auch die meisten der angeblich gegen 100 000 Neuchristen gewonnen haben, womit er 739 das Ergebnis seines zwanzigjährigen Missionsdienstes summarisch in Rom auszuweisen suchte. Für Hessen und Thüringen gründete er darum auch 741 neue Bischofssitze, Buraburg und Erfurt, bestellte seine angelsächsischen Mitarbeiter Witta und Wilbald zu neuen Bischöfen, scheiterte jedoch im Ergebnis am Widerspruch der bereits älter berechtigten Mainzer Kirche. Trotzdem hätte man ihn als „Apostel der Hessen“ würdigen dürfen, weniger als Apostel der Thüringer. Dagegen übersteigerte die Erhebung zum „Apostel der Deutschen“ um ein Vielfaches sein tatsächliches missionarisches Verdienst.

Von einem gesamtdeutschen Apostolat des Bonifatius hätte man auch dann nicht sprechen sollen, wenn seine Verwendung in Bayern, Alemannien, Mittelfranken sich allenfalls noch als „Nacharbeit“ würdigen ließe. An einem Ganzen fehlte unverkennbar doch eine Beteiligung in der Sachsenmission. Dieses Versagen bedeutete mir eine peinliche Überraschung. Vor meinem Bekanntwerden mit den Quellen war ich nämlich der Meinung gewesen, Wynfreth, der Sprößling neusächsischen Adels von Exeter im südenenglischen Königreich Wessex, sei 716 bewußt zur Bekehrung seiner festländischen Stammesverwandten aufgebrochen, zur Christianisierung der „Altsachsen“, wie man in England zu sagen pflegte. Damals, dachte ich, sei er mehr zufallsbedingt in Friesland hantengeblieben. Doch hatte er sich auch 719 in Rom nicht zur Sachsenmission bevollmächtigen lassen, war in Hessen und Thüringen zwar der Sachsenengrenze nahegekommen, indessen nicht weiter vorgestoßen. Sogar die besondere Ermunterung Papst Gregors III. von 738 hatte dieses Zaudern und Zögern nicht wettmachen können. Allerdings schrieb Bonifatius dann seinen heimischen Landsleuten von diesem Anliegen, beharrte jedoch in Untätigkeit und suchte schließlich (742/46) eine Erklärung und Entschuldigung in der fatalen Lage zu finden, daß nur im Bereich fränkischer Landeshoheit christliche Missionsarbeit möglich sei. Und das, obschon er noch 753/54 zum freien Friesland sich vorwagte, dort jedoch, gewiß als Vorhut fränkischer Eroberung verdächtigt, am 5. Juni 754 bei Dokkum mit seinen zahlreichen Gefährten ein grausiges Ende fand.

Aus dieser zweifellos gewonnenen und mich bedrückenden Einsicht vom vollen Versagen des Bonifatius in einer meines Erachtens primären Aufgabe der südenenglischen Festlandsmission schrieb ich einen Aufsatz: „Bonifatius und die Sachsenmission.“ Er war quellenmäßig begründet, sachlich kaum zu beanstanden, brachte mich gleichwohl wider Erwarten in einige Verlegenheit. Wie das möglich war?

Im Frühjahr/Sommer 1916 hatte ich schon meine vielen Excerpte ordnen und meine „Missionsmethode des hl. Bonifatius“ zu Papier bringen können. Alles war durchaus selbständige Arbeit, ohne irgendwie fremde Hilfe erledigt. Ich hatte auch rein nichts davon verlauten lassen,

vor allem nichts bei Professor Schmidlin, obwohl ich, weil damals (seit Frühjahr 1915) Vorsitzender des Akademischen Missionsvereins, viel mit ihm zu besprechen hatte. Ganz ungewollt erregte ich dann doch dessen Aufmerksamkeit, und zwar durch eine Unvorsichtigkeit, die Böses hätte befürchten lassen sollen, was mein Eifer für die Sache aber nicht gewährt hatte; ich übermittelte ihm für seine „Zeitschrift für Missionswissenschaft“ meinen Aufsatz über Bonifatius und die Sachsenmission. Ich rechnete damit, dieser Beitrag sei ihm wegen des bevorstehenden Bonifatius-Jubiläums willkommen und werde ohne weiteres bei ihm landen. Es kam aber ganz anders: er bezweifelte die Selbständigkeit, vermutete, wenn nicht ein volles Plagiat, so doch ein Ausplündern bereits gedruckten Schrifttums. Ich erklärte ihm dagegen, es sei selbständige Forschung, meiner Beschäftigung mit den entsprechenden mittelalterlichen Quellen erwachsen. Da aber kam ihm spontan der Gedanke, wenn das „so wäre“, könnte ich mich doch auch an der Bonifatius-Preisarbeit beteiligen. Dies lehnte ich entschieden ab, weil es eine theologische Aufgabe sei, der ein Historiker nicht zu genügen wisse. Daß meine Preisarbeit bereits fertig vorliege, wollte und durfte ich nicht verraten, weil ein solches Eingeständnis ihn hinsichtlich seiner dienstlichen Unbefangenheit beeinträchtigt hätte.

In dieser Verlegenheit konnte ich es nur warm begrüßen, daß er meinem Bedenken sich anschloß und einräumte, die historische Bildung genüge nicht; denn hier komme es auf eine Breitenschau an, eben die Methode der Bonifatius-Mission. Aber, fügte er hinzu, die Quellenkunde sei doch grundlegend; den Mehrbedarf würde ich durch ganz eifrige Beschäftigung mit Gustav Warnecks „Evangelischer Missionslehre“ erzielen können, besonders einen klaren Begriff der Missionsmethode, das richtige Augenmerk für Wege und Mittel des praktischen Missionsdienstes. Daß für ein solches ungefähre neues Beginnen die verbleibende Frist kaum ausreichen werde, erwog er wohl nicht. Er selber war in solchem Federdienst ungewöhnlich geübt; der Zwang zum Ringen mit der Zeit störte und lähmte ihn kaum. Ich aber ließ mich dem Anschein nach sowieso nicht überzeugen, beharrte vielmehr bei meinem entschiedenen „Nein, für einen Historiker zu anspruchsvoll.“ So, meinte ich, in dieser Frage seinem Blickfelde entwichen zu sein.

Schmidlin, dessen eigene „Katholische Missionslehre“ erst 1919 erschien, empfahl mir also im Sommer 1916 Gustav Warnecks Missionslehre, eine Missionsmethodik (Missionstheorie), und zwar in der irrigen Vermutung, ich wisse nicht, was unter „Missionsmethode“ zu verstehen sei. Dieser Belehrung bedurfte ich zwar nicht mehr, habe mir trotzdem Warnecks dreibändiges Werk besorgt und mit Andacht gelesen. Es imponierte mir, daß Warneck, obwohl für den heimischen Kirchendienst vorbereitet und zunächst auch darin tätig gewesen, zur überragenden

Wertschätzung der Missionsarbeit und zu deren wissenschaftlicher Vertretung sich aufgerafft, sogar 1896 die Missionswissenschaft als vollgeltendes Lehrfach an der Universität Halle eingeführt hatte. Man verehrte ihn daher als „Altmeister der akademischen Missionswissenschaft“, wie Karl Lamprecht in Leipzig und Wilhelm Rein in Jena durch akademische Einbürgerung der Kulturgeschichte, der Pädagogik hohes Ansehen gewonnen hatten.

Warneck erörterte in seiner Missionsmethodik auch den Wandel der Missionsweise, deren raum- und zeitbedingte Vielfalt unbeschadet mancher Ähnlichkeit und sogar Gleichungen. Beispielsweise gab er zu bedenken, daß die Missionsmethode des hl. Paulus aus ihrer Welt und ihrer Frist zu begreifen sei, sich aber nicht mehr für die moderne Mission eigne, worauf dann dessen Sohn, der Sumatra-Missionar Johannes Warneck, in seiner Paulusbiographie (1913) breiter zu sprechen kam. Gewiß würde Gustav Warneck auch der Bonifatius-Mission eine raum- und zeitbedingte eigene Methode zugestanden haben, ohne eine Ablehnung aus heutiger Sicht, besser: gemäß modernen Gegebenheiten, verlauten zu lassen. Wäre er noch unter den Lebenden gewesen, so hätte ich wohl ebenso mit ihm einen brieflichen Gedankenaustausch erstrebt, wie mir später ein sehr erfreuliches briefliches Einvernehmen mit seinem gleichfalls missionsgeschichtlich erfahrenen bejahrten Fakultätskollegen Friedrich Loofs vergönnt ward und ich von ihm, seiner Vollendung nahe, bezüglich vielleicht geringer Meinungsverschiedenheiten zufolge Beobachtung von unterschiedlichen Standpunkten aus wohlwollend – auf Joh. 14,6 anspielend – verständigt wurde: „Veritatis amici in eo, qui veritas est, alieni ab invicem non sunt, certe non erunt. Etsi terrestribus multae linguae, caelestibus una.“

Schmidlin kam auf die Besprechung vom Sommer 1916 nicht zurück, obwohl ich ihm noch dann und wann begegnete. Das war mir grundsätzlich angenehm, gab mir aber auch zu denken; denn normalerweise hätte er, bei seinem überragenden fachlichen Interesse und seiner stetigen Geistesgegenwart für allen Fortschritt in diesem Fache, wenigstens noch gelegentlich über meine weitere Beschäftigung mit Bonifatiusfragen, sich erkundigen müssen. Sein volles Schweigen konnte ich mir nicht anders als bewußt und gewollt erklären: daß er sich ein Gewissen daraus mache, meine Arbeit beraten und etwaige andere Bewerber dadurch benachteiligt zu haben.

In dieser Vermutung wurde ich bestärkt, als mein Aufsatz über Bonifatius und die Sachsenmission im Herbst 1916 in der „Zeitschrift für Missionswissenschaft“ erschien und Schmidlin ohne mein Vorwissen die Anmerkung zugefügt hatte, der Verfasser sei Vorsitzender des Akademischen Missionsvereins. Dem Anschein nach sollte damit erklärt werden, wie ein Studierender bereits wissenschaftlich sich verwenden könne.

Tatsächlich aber bedeutete dieser Vereinsvorsitz an sich keinerlei wissenschaftliche Empfehlung; mein Vorgänger war ein Medizinstudent gewesen, mein Nachfolger war ein Jurastudent, beide waren ohne ersichtliche wissenschaftliche Aspekte. In Wirklichkeit wollte Schmidlin doch wohl von der sommerlichen Besprechung abrücken, diese vergessen, so sein Gewissen erleichtern. Ich überlegte auch, ob er überhaupt meinem entschiedenen „Nein“ noch vertraue, nicht vermute, mich erst zur „Missionsmethode“ angeregt und durch seine Beratung gerüstet zu haben. Wäre ich nicht beteiligt gewesen, so hätte eine Aufklärung sich mir als Pflicht ergeben. Aber, wie die Lage war, konnte ich nicht anders als schweigen, höchstens mich unsichtbar machen, eine Befangenheit des Gutachters auszuschalten suchen.

Kurz vor dem Verfalltage übersandte ich mein Manuskript dem Dekan. Um mich persönlich abzuschirmen, hatte ich als Kennwort für das Titelblatt und den beizufügenden versiegelten Umschlag (mit dem Namen des Verfassers) den vollen griechischen Text von Hebr. 13,8 f. gewählt; das sollte einen Theologie-Studierenden vermuten lassen. An meiner im Sommer 1916 abgeschlossenen Arbeit war, auch zufolge der peinlichen Besprechung, nichts geändert. Nur hatte ich zu Eingang der größeren Abschnitte, beispielsweise über „Mission und Heimat“, in einer Fußnote auf Warnecks „Missionslehre“ verwiesen, was aber nur besagen sollte, auch in der Methodik Warnecks sei dieses Problem erörtert. Diese (an sich überflüssigen) Methodik-Verweise erinnerten aber wieder an die peinliche sommerliche Besprechung und gediehen so zu einem neuen Ärgernis.

Im Laufe meiner Vorbereitung war ich auch fremder Bemühungen in gleicher Absicht gewiß geworden; denn manche Sekundärliteratur, die unbedingt zur Sache gehörte, war bei der Universitätsbibliothek zu Münster entweder bereits verliehen oder doch angefordert, sobald meine Leihfrist abgelaufen war. Trotzdem bangte ich schließlich nicht um mein Genügen, sondern verließ mich auf meine umfassende Heuristik, meine sorgfältige Exegese und meinen, wie mir schien, angemessenen Vortrag.

Tatsächlich wurde mir bei der Kaiser-Geburtstagsfeier am 27. Januar 1917 der volle Preis zuerkannt, eine andere Bewerbung abgelehnt, deren Verfasser also nicht ermittelt; eine weitere Beteiligung war nicht erfolgt. Im Gutachten der Fakultät wurde der historische Aufschluß meiner Arbeit als „Vortrefflich“ gewertet, aber beanstandet, daß ich in der Missions-Theorie einseitig der Missionslehre Gustav Warnecks gefolgt sei, doch das entsprechende katholische Schrifttum nicht beachtet hätte. Dieses Gutachten stammte natürlich von Professor Schmidlin, war aber keine Ablehnung Warnecks, sondern ein abschließendes Bedauern hinsichtlich der sommerlichen Besprechung, und zwar in der irrigen Meinung, erst diese Besprechung habe mir die Begriffe „Missionsmethode,

Missionswege, Missionsmittel“ vertraut gemacht. Meine Warneck-Fußnoten mochten diesen Irrtum erhärtet haben.

Demnächst habe ich den Professor Schmidlin hinsichtlich der wirklichen Entwicklung unterrichtet, nämlich, daß meine „Missionsmethode“ im Sommer 1916 fertig gewesen und daran kein Strich mehr geändert worden sei, von den an sich überflüssigen (weil nicht historisch sachbezüglichen) Warneck-Fußnoten abgesehen; doch hätte ich mich nicht als Bewerber verraten dürfen. Diese Auskunft ließ er bündig gelten; sie bedeutete ihm, kaum zweifelhaft, eine willkommene Milderung seines Schuldbewußtseins, indem er sich nunmehr sagen konnte, vermöge seiner Einmischung mir nicht mehr sachlich genutzt und so andere nicht geschädigt zu haben. Er verhehlte mir jetzt auch nicht, trotz meiner entschiedenen Absage noch halbwegs mit meiner Beteiligung gerechnet und dies etwas unüberlegt dem Dekan erwähnt zu haben, als gegen Ende der Frist noch keine Arbeit eingetroffen sei: Was dem behutsamen Prälaten Mausbach aber mißfallen und ihn zu der Erinnerung veranlaßt habe, beides wäre besser unterblieben, die Aufmerksamkeit für eine einzelne werdende Preisarbeit und ebenso diese Mitteilung; denn das eine wie das andere sei dazu angetan, die gebotene reine Sachlichkeit zu mindern. Mir selber jedoch hatte der Dekan anläßlich der Preisbehändigung seinen Glückwunsch ausgesprochen und zugleich seine Genugtuung bezeugt, daß auch mein Studienfreund Wilhelm Kahle aus Olsberg mit einer sprachgeschichtlichen Preisaufgabe der Philosophischen Fakultät sich bewährt habe. Was mir nicht minder gefiel, weil ich diesen späteren geistlichen Studienrat und Literarhistoriker erst entsprechend angeeifert und ihm so die Anwartschaft auf eine gebührenfreie Promotion vermittelt hatte.

Nachher meldeten sich bei mir auch zwei Mitbewerber; beide waren Theologiestudierende aus meinem engeren Bekanntenkreise, die also ebenso verschwiegen gewesen waren. Der eine hatte nicht genügt, der andere hatte schon auf halbem Wege „gepaßt“. Meiner Preisarbeit gewährte Professor Schmidlin 1925 in seiner „Zeitschrift für Missionswissenschaft“ eine Druckgelegenheit, freilich erst nach wesentlicher Einschränkung und wesentlicher Kürzung der allzu vielen und allzu ausführlichen Fußnoten. Mittlerweile hatte ich aber mit einer neuen Untersuchung, das hessische Missionswerk des hl. Bonifatius betreffend, als Historiker promoviert, durch Entgegenkommen der Philosophischen Fakultät, wegen der stofflich verwandten vorgängigen theologischen Preisarbeit, gleichfalls gebührenfrei.

Über die Kaiserfeier und die Preisverleihungen wurde in den verschiedensten Tageszeitungen, über meine „Missionsmethode“ dann eigens in der von Gustav Warneck gegründeten, damals von Julius Richter in Berlin und Johannes Warneck in Bethel herausgegebenen „Allge-

meinen Missions-Zeitschrift“ (Jg. 45, 1918, S. 23) berichtet. Diese Aufmerksamkeit war Johannes Warneck zu verdanken. Ihm war, wie er später mir erklärte, meine „konfessionelle Unbefangenheit“ ebenso angenehm wie überraschend gewesen, ihm also gewiß auch das Echo seiner Zeitschrift hoherwünscht. Er kannte die Zusammenhänge nicht, rechnete daher mir ein Verdienst zu, das Wissen um Gustav Warneck und die Wertschätzung seines missionswissenschaftlichen Wirkens, obwohl viel mehr Joseph Schmidlins Umsicht und Aufgeschlossenheit anzuerkennen gewesen wären. Nur, daß dieser durch sein bedingtes Gutachten sich selber „verschüttet“ hatte.

Johannes Warneck war aber, wie ich später beiläufig erfuhr, noch in anderer Hinsicht für meine münsterische Preisarbeit und das darin aufgeleuchtete Bild seines verewigten Vaters interessiert gewesen. Die junge Evangelisch-Theologische Fakultät daselbst hatte damals die Angliederung einer Professur für evangelische Missionswissenschaft erwogen und dafür ihn, Johannes Warneck, den erfahrenen Sumatra-Missionar und bewährten Betheler Missionsdozenten, vorgesehen. Man hätte so einen berühmten Namen eingespielt, aber auch wohl eine aussichtsvolle Lehrkraft sich zugesellt. Bis 1920 abwärts dürften diese Bemühungen in der Schwebe geblieben sein. Weswegen schließlich ohne Erfolg? Vielleicht wegen der wirtschaftlich engen Kriegs- und Nachkriegsverhältnisse, die der Regierung die Hände banden und so auch treffliche neue Vorhaben als bedenklich erscheinen ließen.

Da Johannes Warneck meiner ansichtig geworden war, mir seine Aufmerksamkeit gewidmet hatte, dachte ich an eine vielleicht mögliche Begegnung in Bethel und nutzte am 12. Juni 1919 meine Teilnahme an einem Christlich-sozialen Kongreß dortselbst, auf dem Wege zur Bahn, wo ich sowieso an seinem Hause (Friedhofsweg 47) vorüberkam, unangemeldet zu einer gedacht kurzen Begrüßung. Er empfing mich sehr freundlich, erinnerte sich nämlich sofort meines Namens, des mehr zufällig gewonnenen Augenmerks, und knüpfte eine entgegenkommende Unterhaltung an. So wäre aus der gedacht knappen Begrüßung wohl ohnehin eine etwas längere Besprechung geworden, wenn nicht noch ein Verhängnis der Natur mich zu einem ausgedehnten Verweilen gezwungen hätte. Wir waren nämlich eben ins Gespräch gekommen, als sich urplötzlich ein furchtbares Pfingstgewitter entlud, mit einem Blitzen und Krachen, als wenn ganz Bethel hätte untergehen sollen. Das war mir sehr unangenehm. Doch Warneck bedeutete mir, solange dieses Unwetter anhalte und damit die Gefahr, dürfe ich das Haus nicht verlassen. Und es hat gegen zwei Stunden mit ziemlicher Heftigkeit getobt.

Aber, so wohlgeborgen, haben wir uns rege unterhalten: über meine Bonifatiusforschungen, über seinen verewigten Vater und dessen Missionsinteresse, über seine (Johannes Warnecks) Paulusbiographie, über

die Rheinische Mission von Barmen, deren Sumatra-Missionar er war, über die Lehrerbildung bei den Bataks, Warnecks besondere Verwendung, im Vergleich mit deutschem Seminarwesen und dann ganz bewußt über das theologische Studium und die besondere berufspraktische Einführung der katholischen Welt- und Ordensgeistlichen, über das Nebeneinander katholischer Missionsorden und katholischer Missionsgesellschaften und sonstige Fragen des katholischen Kirchenwesens wie katholischen Kirchenrechts, in denen er, so seine freimütige Erklärung, bisher nie zu einem erschöpfenden Urteil habe gelangen können. Ich vermochte zwar etwas „Anschauung“, Beispiele aus eigener Beobachtung, beizusteuern, mußte aber im ganzen gestehen, der Katholizismus sei mannigfaltig trotz seiner grundsätzlichen Einheit; das habe sich aus dem Nebeneinander von Scholastik und Mystik, auch völkisch-landschaftlich ergeben. Ich wollte sagen, auch einem theologisch interessierten Katholiken bereite es Mühe, im katholischen Kirchenwesen und Kirchenrecht einigermaßen erschöpfend sich auszukennen.

Ob Warneck angesichts meines unverhofften Kommens nicht vielleicht vermutete, ich wisse um seine münsterische Anwartschaft und werde etwas davon verlauten lassen? Diese akademischen Vorgänge waren mir jedoch damals noch unbekannt. Ich rechnete vielmehr mit Warnecks baldiger Rückkehr zu seiner früheren Sumatra-Mission, habe ihm daher beim Abschied ebenso gute Wünsche für das neue Wirken daselbst ausgesprochen wie für die gewährte vielseitige Unterredung herzlich gedankt. Mir blieb die Erinnerung an eine erhebende Begegnung, vergleichbar der gut drei Jahre später, am 21. November 1922, in Kassel mir zuteil gewordenen Aussprache mit dem führenden deutschen Kulturhistoriker Georg Steinhausen, der sich ähnlich wie Johannes Warneck ob seiner sozialpädagogischen Sendung empfahl.

Ich habe Johannes Warneck nie wieder gesprochen, obwohl er noch bis 1920 in Bethel geblieben ist. Zwar nutzte ich auch die Theologische Bibliothek daselbst, aber damals wohl seltener als späterhin. Ich verlor ihn förmlich aus meiner Sicht und erfuhr erst nach dem Kriege, daß er 1932 von Sumatra heimgekehrt, Missionsdirektor in Barmen geworden, dort von den Nazis behelligt worden, am 1. September 1944 erschöpft im lippischen Bad Salzflun gestorben sei. Auch Joseph Schmidlins furchtbares Schicksal, daß ihn die wilden Parteischergen, Leute ohne jeden Respekt, im elsässischen Konzentrationslager Schirmeck zu Tode gequält und am 10. Januar 1944 dem Verhungern überlassen hätten, wurde erst nach Kriegsende breiter bekannt.

In den letzten Kriegsjahren lebten auch die heimischen deutschen Menschen zumeist in einem gewissen Fatalismus, mit häuslichen Sorgen von einem Tage zum anderen beschäftigt, größerem und umfassendem Denken abgeneigt, der eigenen und der vaterländischen Zukunft unge-

wiß. Seit dem Fall von Stalingrad, am 2. Februar 1943, wurden langsam auch jene „Unentwegten“ nachdenklich und bedenklich, die bis dahin sich selber eingeredet hatten sowie andern hatten einreden sollen, einreden wollen, der überragende „Führer“ werde vermöge seines berühmten „Alleseinkalkulierthabens“ und seiner oft berufenen „Vorsehung“ am Ende doch noch aller Wahrscheinlichkeit zuwider den schnöde von ihm selber gesäeten Fluch in eine Ernte des Segens zu verwandeln wissen.

So zuversichtlich haben Johannes Warneck und Joseph Schmidlin gegen Ausgang ihrer Tage gewiß nicht gedacht, auch nicht auf Ersuchen den Wahn „gelten lassen“ wollen, wie es selbst für viele verantwortungsbewußte Menschen rein aus der Ermattung in persönlicher Ohnmacht sich ergab, Warneck und Schmidlin dagegen sahen wachen Auges, verheimlichten sich selber und ihrer Umgebung nicht, daß der Antichrist wütete gegen ein weit über allen Eigennutz erhabenes religiöses Werk, dem sie in langen Jahren, auch unter Schwierigkeiten, gewissenhaft gedient hatten, nach wie vor innerlich sich verbunden und unter den obwaltenden politischen Widerwertigkeiten sich ganz besonders verpflichtet fühlten.